

Durch Schmerzen empor [Schluss]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **6 (1902)**

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575826>

Nutzungsbedingungen

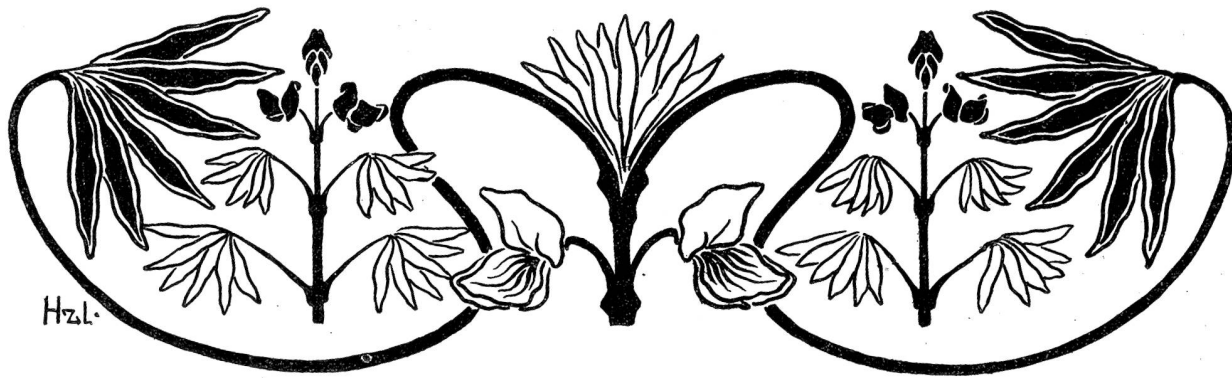
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Durch Schmerzen empor.

Novelle von Jakob Voßhart.

(Schluß).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.



A, ja, grad neben der Toten! Hab' ich ihn nicht erwischt, wie er mit ihr „Guckguck“ spielte! Wir waren in der Stube und hörten ein Lachen über uns. Ich steige hinauf, öffne leise die Thür, und was seh' ich? Unter der Bank, auf die wir Hermine gelegt, hockte der Taugenichts und rief: „Guckguck, guckguck!“ Und da keine Antwort kam, kroch er hervor, stellte sich auf die Zehen, sperberte ihr ins Gesicht und lachte, was ihm zum Hals heraus mochte: „Lach' doch, lach' doch auch!“ Darauf kroch er wieder unter die Bank, und der Mutwillen ging von neuem an. Da hab' ich ihn hervorgeholt und ihm das Lachen bei seiner Mutter Leiche verleidet.“

„Das hättet ihr nicht thun sollen!“ entgegnete Vene; „laßt ihn mit der Mutter „Guckguck“ spielen, solange sie da ist! Ist es euch denn nicht eingefallen, daß er den Verstand nicht hatte?“

Es war Hans wie eine Erlösung, daß Vene endlich das peinliche Schweigen brach; ob das Wort freundlich oder unwirsch war, galt ihm gleich. Er fuhr lebhaft fort:

„Du hast gut reden! Aber stell' dir nur die Sache vor: sie eingefallen und den Schmerz noch im Gesicht, und er lacht, wie an einer Kirchweih und schreit „Guckguck“ und: „Lach' doch auch!“ als müßte es das ganze Dorf hören. Und dann die Leute unten in der Stube, die Lindenwirtin und die Base Schmiedin, was hätten die gedacht, wenn ich ihm nicht das Lachen ausgetrieben hätte?“

„Gebt mir das Büblein auf den Hof!“

Des Bauern Gesicht, auf dem all die Zeit der Ausdruck der Trauer festgehalten worden war, hellte sich einen Augenblick auf.

„Danke für die Teilnahm', Vene!“ erwiderte er. Gleich aber zog er die Stirne wieder in Falten und fuhr fort: „Ja, du meinst es gut mit Hermi; aber

was soll aus den andern werden? Das Anneli ist erst vierzehn Monate alt, wer soll ihm seine Ordnung geben? Ein Vierteljahr lang war Bachmartins Luise bei mir, als es aber bei Hermine ans Sterben ging, lief sie mir davon; sie fürchtet sich vor den Toten, so behauptet sie wenigstens, und nun will sie nicht wieder kommen. Der alte Bachmartin aber sagt, er brauche sie selber, und ich kann es ihm nicht verargen, denn ich habe ihm für sein Kind noch keinen roten Kappen zahlen können. Wo hätte ich das Geld genommen? Ja, so steht es mit mir! Denke doch! Die lange Krankheit, der Arzt, die Tränklein und Pulver! Ich kann mich nicht drehen noch wenden, und mir ist manchmal angst, ich müsse das Heimwesen verkaufen. Wie werde ich dann die Kinder groß ziehen? Mir würde es nichts ausmachen, am Hungertuch zu nagen, sie aber müssen wachsen und sollten essen. Man darf Vieh und Mensch nicht zusammenrechnen; aber du weißt wie ich, was aus einem Stück wird, das an einer leeren Krippe brüllen muß.“

„Schickt mir ein paar der Kinder auf den Hof, zwei, drei, sie sollen hier nicht Hunger leiden.“

Er überlegte eine Weile, dann schnitt er wieder ein bekümmertes Gesicht. „Du meinst es gut, das muß ich sagen; aber ich mag die Kleinen nicht von mir schicken: Hermine weg, die Kinder weg, ich könnte mich ebenso gut in einen Sarg nageln lassen. Und der Vater? Du weißt eben nicht, daß er nun an die drei Jahre keinen Werkstreich mehr gethan und das Bett nie mehr verlassen hat. Wer soll zu ihm schauen? Kann ich denn überall zugleich sein: im Stall, im Feld, in der Küche, in der Krankstube? Darum eben hat Hermine vor dem Sterben gemeint, du solltest kommen und zur Sache sehen, und um das Nämlche möchte auch ich dich bitten. Komm zu uns und ...“

Es fuhr Vene ein Frost den Rücken hinauf. Sie

sollte in sein Haus ziehen, Tag und Nacht mit ihm unter einem Dach leben, ihn stündlich vor Augen haben, mit ihm Suppe aus der gleichen Schüssel schöpfen? Und er selber wagte mit dem Vorschlag vor sie zu treten!

„Nein, nein, nein!“ schrie es in ihr. Das Bild der Schwester, das Hans bis jetzt halb verhüllt hatte, verschwand, sie sah ihn deutlich wieder, den Buben, und alles, was er ihr angethan, trat vor ihren Geist: die Liebe, die er einst geheuchelt und mit der er sie umstrickt, bis sie ihm in der Verzweiflung die Ehre preisgab! Die Ehre, die er ohne Gewissensbisse, ohne Reue hin-nahm! Auf ihn hatte sie gehofft und gebaut, er sollte sie wieder zu Menschen führen, zum Menschen machen, und er hatte sie mit neuer, untilgbarer Schande bedeckt und sie für immer in die Verbannung und ins Elend zurückgestoßen! Oh, was hatte sie gelitten und gehadert, geflucht und gehaßt, geweint und bereut in den langen, unseligen Jahren! Wie manche Nacht hatte sie sich schlaflos im Bett gewälzt, bis sie, dem Wahnsinn nahe, aufsprang, an eine Arbeit eilte und dreinschlug und wüthete, bis sie halb tot auf der barmherzigen Erde zusammenfiel. Sie hatte das Schrecklichste lernen müssen, was einem Menschen beschieden sein kann: sich selber zu verachten. Ließ sich ein Fremder auf dem Hof blicken, so zitterte sie, er werde ihr ihre Schande vorhalten; selbst einem Lumpen und Landstreicher durfte sie nicht mehr grade ins Gesicht sehen; denn sie alle kannten ja ihren Makel und meinten, sie als ihresgleichen ansehen und anreden zu dürfen. Auch in die Kirche, wo andere Menschen Stärkung und Trost holen, konnte sie nicht mehr gehen, seit der Pfarrer sie an Edis Grab beschimpft hatte.

Edi! Was lag für sie in dem einen Wort! Was hatte sie ausgestanden von dem Tag an, da die Ahnung von dem verborgenen Dasein des Kindes in ihr aufstieg, bis über die Stunde hinaus, da man das Knäblein der Erde überlieferte!

Und jetzt mutete der, dem sie all das Weh zu verdanken hatte, ihr zu, mit ihm unter dem nämlichen Dach zu haufen! „Nein, nein, nein!“ schrie es wieder in ihr, und sie bebte an allen Gliedern.

Hans gewahrte, daß ihre Augen funkelten und die Wangen sich dunkel färbten und suchte nach neuen beweglichen Worten.

„Sieh mich nicht so an, Vene, denk' auch nicht an mich, sondern an meine Kinder! Hast du auch schon den Hunger erfahren? Nein, ich glaube es nicht! Du hattest jeden Tag, was du brauchtest, und mehr; drum kannst du auch meine Not und die Angst um die sechs Kleinen nicht verstehen. Hast du auch schon halbnackt einhergehen müssen oder in Kleidern, die in Fetzen von

dir fielen? Nein, du hattest im Sommer und im Winter, was man braucht, um sich zu decken; drum hast du auch kein Mitleid mit meinen nackten Würmern. Hermine hat auf dich gehofft, ich aber sehe jetzt, daß wir nichts mehr von dir zu erwarten haben; ich will heimkehren und die Kleinen lehren, vor fremden Thüren die Hand hinzuhalten, da die nächsten Verwandten doch kein Herz für sie haben!“

Er hielt inne und wartete die Wirkung seiner Worte ab. Er hatte mit Wärme und bewegter Stimme gesprochen und sich selber gerührt; denn das Wohl seiner Kinder und das eigene nicht minder lagen ihm am Herzen, und er sah in Vene die Ketten, die zu gewinnen nichts unterlassen werden durfte. Wie die Züge des Mädchens trotz allem hart blieben, erfaßte ihn eine Anwandlung von Zorn, und ohne zu überlegen, schleuderte er ihr das Wort ins Gesicht: „Du hast eben keine Kinder; drum weißt du nicht, was sie einem sind!“

Sie zuckte zusammen, und er begriff gleich, was er ihr angethan. „Nun ist alles verspielt!“ dachte er, und seine Faust schlug unwillkürlich gegen seine Stirne, worüber er noch mehr in Verwirrung geriet. Aber seltsam! Die Wirkung, die er erwartete, blieb aus. Vene starrte nun vor sich hin, und aus ihren Zügen verschwand die Härte allmählich: das plumpe Gehaben des Bauern schlug diesmal zu seinem Vorteil um.

Als vorhin Vene an Edi gedacht, war ihr nur gegenwärtig, was sie um ihn ertragen hatte; jetzt regte sich in ihr, was sie als Mutter gefühlt in jener Zeit, die wie ein farbiges Traumbild aus der jahrelangen Nacht hervorleuchtete: als er die erste Thräne vergoß, zum ersten Mal lächelte, den ersten Schritt wagte, das erste Wort stammelte; wenn er ihr auf dem Acker nachhumpelte und ernst, wie er meistens war, ihr Thun betrachtete; wenn er in der Wiege schlief und sie stundenlang neben ihm saß, sich an seinem ruhigen, zufriedenen Gesicht weidete und von ihrem Sorgenbrech und einer tröstlichen Zukunft träumte. . .

Jede Wohlthat, die ihr das Bübchen erwiesen, zitterte in ihrer Brust nach, und der Gedanke stieg in ihr auf, auch Hans, so erbärmlich er sonst sei, möge für seine Kinder etwa fühlen, wie sie für ihren Edi gefühlt hatte. Wohl war ihr klar, daß Hans sie einfangen wollte; trotzdem vermochte sie nicht mehr so hart zu sein, wie sie gern geblieben wäre: sie sah die sechs Schwesterkinder neben der Leiche der Mutter, hungrig, bleich, in Lumpen, und empfand die unabweisliche Pflicht, zu helfen. Und praktisch, wie sie war, suchte sie sich Klarheit darüber zu verschaffen, auf welche Weise sie eingreifen könnte, ob sie imstand sein würde, das, was er begehrte, auszuführen. Was sollte aus ihrer Mutter und dem Eichelhof werden, wenn sie nach Blützwyl ging? Zweifel

stellten sich ein. Nein, sie konnte den Hof nicht verlassen, sie mußte Hans bestimmen, ihr die Kinder hinaufzuschicken; sie war es sich schuldig, ihm nicht in allen Stücken nachzugeben.

So überlegte sie. Die Dämmerung düsterte unter Büschen und Bäumen heran, rasch, wie sie in Herbsttagen zu kommen pflegt. Eine Fledermaus flatterte lautlosen Fluges der Hecke entlang, die den Weg auf der einen Seite säumte, und schoß dreist ein paar Mal über Hansens Kopf her und hin. Dem Bauern wurde in dem verschwommenen Licht, in dem das Nachtgeschmeiß munter wird, wohl, es kam eine gewisse Zuversicht und ein Wagemut über ihn. Er erhob sich und näherte sich Lene, die immer in gleicher Stellung, wie in den Boden eingerammt, da stand, den Blick ins Unbestimmte gerichtet. In ihren Zügen las er den Zwiespalt, in den sie geraten war, und nun fuhr es ihm durch den Kopf: „Hans, wenn du es klug anstellst, kommt dir dieser Tage eine Hilfe ins Haus, wie du sie besser nicht wünschen kannst! Für die Kinder, für den Alten, für mich und das Gütchen wird gleich gut gesorgt sein; denn wenn die an ein Werk geht, so faßt sie's wacker an! Und was die Hauptsache ist: sie kostet uns nichts oder fast nichts! Vielleicht einen Rock, ein paar Schuhe und einen Schurz im Jahr . . .“

Er war entschlossen, alles zu versuchen. Nie wäre es ihm sonst eingefallen, das an Lene begangene Unrecht einzugestehen; jetzt leitete ihn sein Instinkt, sich zu demütigen, und er begann in Armsünderstellung also: „Hör' mich an, es muß einmal gesagt sein; denn es hat mich all die Jahre gedrückt, wie ein Berg . . .“

„Schweig davon!“ unterbrach ihn Lene, ihm die Hand mit ausgebreiteten Fingern entgegenhaltend.

„Nein, ich kann nicht schweigen; sonst hältst du mich für schlechter, als ich bin. Ich hab' es manchmal bereut, Lene; aber ich war damals eben ein umge-

wandelter Mensch! Ich habe seither schon oft gedacht, der Teufel habe mir das Gewissen genommen, der Teufel, ja oder sonst jemand. Hermine war meine Frau und mir lieb und recht . . .“

Lene hob den Karst auf die Schulter und wollte gehen, sein Gerede empörte sie.

„Hör' mich an!“ sagte er und vertrat ihr den Weg. „So lasse ich dich nicht gehen! Hätte ich dich nur früher aufgesucht, so müßte ich dich jetzt nicht in der großen Not wegen der armen Kinder anbetteln. Dann hätten sie eine Mutter an dir gehabt, sobald die andere die Augen schloß. Geh' nicht! Siehst du denn nicht, daß ich nicht für mich, sondern nur für die elenden Tröpfchen rede? Wenn du sie nur kennst! Man muß sie lieb haben, sobald man sie sieht, und hat man sie lieb, so hängen sie auch an einem. Komm morgen herab, du wirst doch mit der leiblichen Schwester auf den Kirchhof gehen wollen! Dann sieh dir die sechs Nesthocker an und denk', wie traurig es wäre, wenn sie im Hunger und Elend verkommen müßten. Denk' auch an die Verantwortung, die wir haben, ich und du und die ganze Verwandtschaft. Wärest du nicht die erste, dir Vorwürfe zu machen, wenn eines der Kinder an die Fehlgasse geriete?“

Lene hörte ihm zu, und sie empfand Ekel und Verachtung. Darin jedoch pflichtete sie ihm bei, daß, nachdem man sie darum gebeten hatte, sie für die Schwesterkinder alles thun mußte, was in ihren Kräften stand; würde nur eines übel ausschlagen, sie kriegte die Vorwürfe und Gewissensbisse nicht wieder los. Und indem sie so überlegte, dämmerte in ihr die Ahnung eines bescheidenen Lebensglückes auf: sechs arme Kinder zu rechtschaffenen Menschen erziehen und dabei Unrecht mit



Wohlthat vergelten, es müßte ein erträgliches Los sein und der zermarterten Brust endlich Frieden und ein bißchen Sonnenschein schaffen. Sie sah sich schon im Kreise der Kleinen, kammte, wusch und kleidete sie, schnitt für sie Brod vom Laib, teilte Äpfel und Nüsse unter sie aus, brachte sie zu Bett, lehrte sie die Gebetelein, die sie selbst in ihren Kindertagen für's ganze Leben gelernt, und schloß die Waisen in ihr eigenes Nacht- und Morgengebet. Ehe sie die Kleinen nur sah, hatte sie ihnen schon ihr Herz hingegeben, und sie spürte es in der Brust leicht erzittern ob des nahenden Glückes.

„Gelt, du willst dich ihrer annehmen?“ fragte Hans, in der Dämmerung nach ihrem Gesicht spähend.

„Gebt sie mir auf den Hof!“

Er wiederholte, daß er sie nicht lassen könne, daß sein Vater auch Hilfe brauche, Geld, eine Magd zu halten, aber nicht vorhanden sei.

Vene kämpfte mit sich; aber es war nicht mehr die Frage: „Soll ich helfen?“ die sie quälte, es schrie in ihr: „Der Elende hat es nicht um mich verdient!“ und diese Stimme mußte sie zum Schweigen zwingen. Und sie zwang sie mit dem Andenken ihres Söhnchens. Ihr war, Ebi schaue auf sie herab und in sie hinein und sein Kindermund spreche für die sechs Waisen. Sie durfte nichts thun, was sie vor ihm hätte verbergen müssen.

Endlich richtete sie sich in die Höhe und sagte, alle Bedenken von sich werfend, mit fester Stimme: „Gut, ich will es in Gottes Namen versuchen, ich komme morgen nach Lüttiswyl.“

Hans rutschte ein Stein von den Schultern. Nun hatte er eine Haushälterin, wie er sie wünschte, und außerdem war das Schlimme, das einst zwischen ihnen geschehen, so gut wie weggewaschen.

Er streckte Vene die Hand entgegen, und seine Lippen stammelten ein paar ungelenke Worte.

„Ich begehre keinen Dank und von euch nun gar nicht!“ sprach sie und wich einen Schritt zurück.

Er ließ sich nicht beirren: „Wenn Hermine dort oben das sehen und hören kann, so wird sie ihre Freude haben! Es war ja ihr einziger Wunsch, daß du ins Haus kommest und in ihre Schuhe tretest. Und nun muß ich dir auch sagen, welches ihr letztes Wort gewesen ist, sie hat nachher keine zehn Minuten mehr geatmet: Hans, sagte sie, wenn du recht für die Kinder und dich sorgen willst, so nimm meine Schwester zur Frau!“

„Bryner!“ schrie Vene ihn an; es schüttelte sie vor Ekel, und ihr war, der Karst in ihrer Hand werde wieder lebendig. Er wagte ihr das Wort zu sagen, noch ehe Hermine mit Erde zugedeckt war! Er war noch der nämliche gewissenlose Bube wie damals, und

sie bereute einen Augenblick, ihm zugesagt zu haben. Wie sie aber den ersten Stoß überwunden hatte, war sie ihm dafür dankbar, daß er die Maske gelüftet hatte. Es war ihr klar, daß die Frage, ob sie diesem Menschen zu eigen werden wolle, früher oder später an sie herantreten würde; sie konnte sich nun versehen.

Hans suchte sie zu beschwichtigen; er habe ja nur Herminens und nicht seinen eigenen Wunsch ausgesprochen, Vene müsse die Angst einer Sterbenden begreifen und ihre Rede nicht auf die Wage legen. Er bedaure jetzt, das Wort nicht bei sich behalten zu haben, aber sie dürfe ihm glauben: ein solcher Gedanke wäre ihm selber nie eingefallen; hätte er sonst Herminens Ausspruch so offen herausgesagt?

Vene beachtete das gleichnerische Wort nicht, sie durchschaute Hans jetzt im Dunkel; aber sie fühlte auch, daß sie ihm anders gegenüberstand als vor acht Jahren und nichts mehr zu fürchten hatte.

Und merkwürdig: das taktlose Wort, das sie zuerst wie einen Faustschlag empfunden, stimmte sie nun verjöhlicher gegen ihn, als alle seine frühern Redensarten es vermocht hatten.

„Man muß ihn nehmen, wie er ist!“ dachte sie; „an einem Lumpen hilft kein Flicker etwas.“

So erfuhr das einfache Gemüt, daß, wenn man einen Sünder recht kennt, zum Verzeihen der Weg nicht mehr weit ist.

Damit jedoch Hans klar wisse, wie sie es meine, stellte sie sich dicht vor ihn hin, schaute ihm scharf in die Augen und sagte langsam: „Wenn ich morgen nach Lüttiswyl komme, so gilt es nicht euch, Bryner, sondern meinen Schwesterkindern, merkt euch das wohl! Und nun b'hüt Gott!“

Ihn beschlich eine leise Furcht, als sie so entschlossen vor ihm stand und die bedrohlich klingenden Worte wie Steine auf ihn fallen ließ. Er suchte nach einer ausgleichenden Wendung, brachte aber nichts hervor als: „So adie denn, und zürn' mir nicht!“

Sie wandte sich rasch ab und ging; er sah ihr eine Weile unschlüssig nach, dann schritt er thalwärts. Sein Kopf war erst etwas dumpf ob des unfreundlichen Abschieds; aber es ging rasch vorüber. Er stieß sich mit den Knöcheln der Hand gegen die Stirne und sagte laut, um sich zu beruhigen: „Aber du hast ja, was du wolltest! Alles, was du wolltest! Sei doch zufrieden!“ Ein Lustgefühl überkam ihn nun allmählich, er schritt rascher aus, verwarf die Hände und führte ein Selbstgespräch:

„Man vermag vieles über die Leute, insonderheit über die Weiber, wenn man den Kopf oben hat! Alles hängt davon ab, wie man die Worte drehseht. Wie sagt mein Metti? Man kann die Menschen nicht an

einem Strick, wohl aber an einem Faden führen, und er hat recht! Nun habe ich ihm ein Zugroß erhandelt, er wird Augen machen! Etwas gefalzen wird sie freilich sein, die Vene, und nicht immer Spaß verstehen; sie hat sich stark verändert in den Jahren, ein Gesicht hat sie fast wie ein Mann, es fehlt nichts als der Bart daran. Und wie ein Mann wird sie sich an die Arbeit stellen und mich aus der Patsche reißen. Auch etwas Geld wird sie zuschießen, wenn sie sieht, daß es nötig ist und ich es recht meine. Nun kann man, gottlob, wieder schnaufen!"

Es fehlte wenig, so hätte er einen Zauberer in die Nacht hinausgestoßen; aber er erinnerte sich an seine tote Frau: „Verzeih' mir, Gott, die schwere Sünd'!"

Mit dem Gedanken an Hermine kam ihm derjenige an die Kinder. Er hing an ihnen, das war das Schönste an ihm, und in den letzten Tagen war oft die Bangigkeit über ihn gekommen, sie möchten im Elend vergehen. Jetzt, da er sie geborgen wußte und seine kühnsten Hoffnungen wider Erwarten sich erfüllt hatten, beschlich es ihn wie Andacht, und auf seinen Lippen bebte es wie ein Dankgebet. Nach dem prahlerischen Selbstgespräch kam ihm die Einsicht, er habe vielleicht doch nicht alles mit seiner Klugheit ausgerichtet, es möchte ein anderer ein wenig mit der Hand dareingelangt haben.

Und er dachte an Vene. Zuerst hatte er gefühlt, wie ein Fuchs fühlen mag, unter dem eine Gans zappelt; die Raubtierlust, sie überlistet, ihre Dummheit und Leichtgläubigkeit mit seiner Klugheit eingefangen zu haben, schwellte ihm die Brust; jetzt aber dämmerte es in ihm auf, daß sie mehr wert war als er, daß es in seinem Innern nicht reinlich und ehrbar genug aussehe und es an der Zeit wäre, etwas zu scheuern. Mit einem guten Vorsatz in der Brust trat er in seine Behausung und erzählte dem alten Vater ohne Prahlerei Venes Zusage; zu den Kindern aber war er so mütterlich an jenem Abend, daß sie ihn manchmal verwundert und mit glänzenden Augen ansahen und der kleine Hermi zu ihm sagte: „Bist lieb, Metti!"

* * *

Während Hans abwärtschritt, stieg Vene langsam und nachdenklich zu ihrem Haus empor. Mehr als einmal hielt sie an und schaute in die stille Dämmerung hinaus, die wie das Leben vor ihr lag: geheimnisvoll, kaum auf hundert Schritte durchbringbar, fast bedrohlich, man weiß nicht, was in der Tiefe verborgen liegt, Unheil oder Segen. Zweifel überfielen sie. Schließlich aber sagte sie sich: „Im schlimmsten Fall erwächst der Unsegen mir, mir allein, den Kindern aber soll es gut gehen, so viel werde ich fertig bringen."

Und dann kam ihr der weitere Trost: „Gerät es den Kindern wohl, wie sollte es mir ganz fehlen? Bin

ich nicht ans Unglück gewöhnt wie ans tägliche Brot? Was kann Schlimmeres kommen als das Elend, das hinter mir liegt? Mache ich die Kleinen glücklich, so werden sie es mir lohnen und auch mich ein wenig froh machen."

Wie sie so ihren Gedanken nachhing und den Blick unwillkürlich nach oben richtete, als müßte dort für sie ein Zeichen stehen, fiel Sternenlicht in ihr Auge, der Abendstern brach aus dem Dunkel. Sein Gruß war ihr eine Verheißung, und sie hielt an, bis sie sechs Richter am Himmel zählen konnte, so viele als sie nun Kinder hatte. Dann schritt sie entschlossen dem Hause zu.

Beim Abendbrot erzählte sie der Mutter von Hansens Besuch und ihrem Entschluß. Die Eichvree starrte sie anfangs bestürzt an und begriff nicht.

„Aber ums Himmels willen, wer hat dich geheißt...?"

„Niemand, ich selber, es ist meine Pflicht."

„Was? Pflicht? Kannte er Pflicht dir gegenüber?"

„Ich thue es um der Schwester und der Kinder willen."

Die Mutter schwieg; dagegen ließ sich nicht viel einwenden. Nach einer Weile jedoch hob sie wieder an: „Aber was soll aus mir und dem Eichhof werden?"

„Ich habe es mir schon überlegt: wir müssen hieroben einen Knecht einstellen, den hast du zu regieren; ich aber werde jede Woche einen Tag heraufkommen und zur Erntezeit, so oft es nötig ist. So wird in Büttiswyl und im Eichhof alles seinen rechten Weg gehen."

Nun erzählte sie, was ihr Hans von seiner Notlage, von den Kindern und von Herminens Sterben berichtet hatte. Die Mutter überlegte lange. Endlich brach sie das Schweigen:

„Du hast wohl recht, für die Kleinen muß man sorgen. Hermine war auch mein Kind, ich habe das zu lange vergessen, wir wollen's zusammen nachholen."

Als die beiden Frauen sich rüsteten, ihre Schlafkammern aufzusuchen, fing die Mutter nochmals von der Angelegenheit zu sprechen an:

„Hör', Vene, es ist mir noch etwas eingefallen, ich will es dir sagen, damit du darüber nachdenkst und dich danach richtest. Hans ist übel mit dir umgegangen und hat dich vor der Welt nackt hingestellt. Nun hat er eine Gelegenheit, deine Schande wieder zudecken. Du verstehst mich. So muß es kommen, wie mir scheinen will."

Vene blickte die Mutter scharf an und entgegnete: „Das Alte trage ich selber! Du möchtest es mir vom Hals nehmen, um mir etwas Schwereres aufzuladen. Nein, Mutter, nie!"

An jenem Abend schlief Vene mit dem Gedanken an ihre sechs Kinder ein. Sie hatte dem Schlaf lange

gewehrt; denn es bewegte ihr das Herz seltsam, wieder einmal etwas anderes als Groll und Weh zu herbergen, wieder einmal einer Liebe leben zu können, einer reinen und guten. Wie einst unter dem Eichbaum, so schien ihr auch jetzt das Herz zu überwallen und aus den Augen rannen weh- und reumütig die Thränen. Diesmal verschmähte sie ihr alt angelerntes Nachtgebet, sie sagte nichts zu ihrem Herrgott als: „Laß mich künftig jeden Tag meine Pflicht thun und mach', daß mich die Kinder wohl mögen!“

Tags darauf schritt sie in aller Frühe, während die alte Mutter noch zurückblieb, in den tauigen, sonnigen Herbstmorgen hinaus, gestimmt wie ein Kind, das zu einem Begräbnis geht wie zu einem heiligen Fest. In wenigen Stunden begrub man ihre Schwester; sie wollte dafür sorgen, daß die Tote keine Blicke hinterließ. In ihrer Brust lagen Trauer und Glücksahnung dicht neben einander, sie empfand, daß ein neues, inhaltsreiches Leben für sie begann, ein Leben voll harter Arbeit und mühsamer Pflichterfüllung, aber auch ein Wirken und Schaffen im Segen.

Als sie an die Stelle gelangte, wo sie am Abend zuvor Hans gegenübergestanden, fühlte sie eine quälende Beklommenheit über sich kommen; aber sie kämpfte sie nieder, warf noch einen Blick auf das Haus ihrer Kindheit zurück, und rasch bergab schreitend, die Augen auf das in sonnigem Dunst und Rauch schwimmende Dörfchen gerichtet, machte sie sich im Geist ihre Aufgabe zu recht. Sie dachte auch an ihr totes Bübchen, dem sie von nun an ganz nah sein sollte, und nahm sich vor, die sechs neuen Kinder so lieb zu haben, wie ihren Eidi einst, und sie so zu erziehen, wie sie ihn, wenn es hätte

sein dürfen, erzogen hätte. Als sie in Lüttismyl zu Hermine in die Totenkammer trat, quollen ihr die Thränen aus den Augen. Sie faßte die kalte Rechte der Schwester und stammelte als ein Gelübde das Wort, das nun ihr ganzes Leben lang in ihr wach sein sollte: „Laß' mich jeden Tag meine Pflicht thun!“

Als ein paar Wochen später die Eichvree ihre Tochter in Lüttismyl besuchte, fand sie sie in der Stube, von den Kindern umringt. Lene kam ihr freudig entgegen, drückte ihr die derbe Hand und sagte: „Du, sie nennen mich schon Mutter, und es hat sie kein Mensch geheißten. Hermi hat vorgestern den Anfang gemacht, und gleich sagten es ihm alle nach, als müßte es so sein!“

„So bist du zufrieden?“

Lene nickte, und ihre Augen leuchteten.

„Ja,“ dachte die Mutter, „es ist wohl wahr, was man sagt: Wenn man Haß begräbt, wächst Glück aus dem Grab.“

Hermi watschelte heran. Lene hob ihn auf die Arme und sagte: „Siehst du, wem er gleicht?“

Die Eichvree musterte das Knäblein mit ihren überbuschten Augen und schüttelte den Kopf.

„Du siehst es nicht? Du hast ihn vergessen?“

Nun begann die Mutter zu ahnen, was für eine Verknüpfung sich im Geiste ihrer Tochter vollzogen hatte, und um ihr etwas zulieb zu thun, bog sie die Wahrheit ein wenig: „Ja, du hast recht, er gleicht unserm Eidi!“

Lene küßte das Knäblein, das die Arme um ihren Nacken schlang, auf die Wange und murmelte: „Oh, du mein Sorgenbrech!“

—❧— feurige Kohlen. —❧—

Novelle von Adolf Muschg, Zollikon.

(Fortsetzung).

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

„Sieht, Schulmeister,“ hub der Bauer an, „die Sache ist die. Ihr seid ja ein ganz wackerer junger Mann, die Lene kann Euch nicht genug rühmen. Aber Ihr lest zu viel; so, wie's in den Büchern steht, geht's im Leben nicht zu. Was Euch zu mir führt, das braucht Ihr mir gar nicht zu sagen, ich weiß es schon von den Lausbuben da unten, den verfluchten, Gott verzeih mir die Sünde! Ihr waret nicht dabei, Schulmeister, habt nicht einmal etwas davon gewußt, das hab' ich erfahren; darum will ich Euch nicht böse sein. Aber Ihr müßt es auch nicht werden, wenn ich Euch rundweg erkläre, aus dem Handel wird nichts. Ihr habt eine feine Nase, das muß wahr sein, daß Ihr gerade an des Oberhofers Tochter geraten seid!“

Georg unterließ es natürlich nicht, zu beteuern, daß seine Liebe ohne jede Nebenabsicht gewesen, und daß er die Luise auf den ersten Blick lieb gewonnen, noch bevor er wußte, wie reich der Vater sei.

„Natürlich,“ sagte der Bauer pfliffig lächelnd, „und als es sich dann herausstellte, daß der Vater achtzehn Kühe im Stall stehen hat, keine unter vierzehn Zentnern, dazu vier stolze Pferde und daß in Kisten und Truhen so viel Geld verborgen liege, wie Ihr in Euerm Leben nicht beisammen zu sehen bekommt,

da seid Ihr auf den Tod erschrocken, oder nicht, Schulmeister? Hört, Reimer, ich weiß es, die Gelehrten halten uns Bauern insgesamt für Dummköpfe, die man nach Belieben übertölpeln kann. Ihr waret auch so ein wenig der Meinung, es dazu zu bringen, daß ich Ja und Amen zu der Geschichte sage oder noch danke für die große Ehre, die Ihr meinem Haus erweisen wollt. Nun, verargen will ich's Euch nicht, Ihr seid, wie es schon bei Eurer Wahl bekannt wurde, aus ärmlicher Familie; aber seht, Schulmeister, daß der eine reich, der andere arm sei und bleibe, ist so von Gott geordnet, und jeder halte sich in dem Kreise, wo er hingestellt worden ist. Wandelt Euch die Lust zum Heiraten an, gut, dawider hab' ich nichts, so macht Euch an ein Mädchen, das zu Euch paßt; meine Tochter aber ist es nicht, dazu ist der Weg von Euerm Häuschen da oben bis zum Oberhof zu weit, obschon wir ja sozusagen Nachbarn sind. Ihr habt mich am Briefschreiben getroffen, Reimer; eh ein Jahr vergeht, ist die Luise eines reichen jungen Bauers Frau, der mich um sie anfragte.“

Damit stund der Marter auf, Georg die Hand zum Abschied bietend: „Ihr hab't's so gewollt, Schulmeister, und wißt jetzt, woran Ihr seid. Mein Kind aber laßt mir in Ruhe; der